DER „DOMESTIZIERTE“ TEMPEL

ALS DIE AUSSEREUROPÄISCHE ARCHITEKTUR NACH WIEN KAM

Bob Martens, Oliver Paar-Tschuppik

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird die Verwandlung und Adaption einer außereuropäischen Architekturform - im speziellen jener des salomonischen Tempels - im Zuge seiner Verbreitung in Europa in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt und anhand ausgewählter Beispiele im Wiener Stadtraum einer Analyse unterzogen. Eingangs wird zunächst die Wiener Weltausstellung von 1873 einer kurzen Betrachtung zugeführt und der Fragestellung nachgegangen, in welcher Weise außereuropäische Architekturformen im Rahmen dieses Ereignisses rezipiert wurden. In weiterer Folge wird der Blick jedoch auf den sakralen Bautyp des jüdischen Tempels gerichtet, welcher um 1900 auf dem europäischen Kontinent und nicht zuletzt auch in Wien eine Hochblüte erlebte. Anhand einzelner Fallbeispiele wird nun exemplarisch anhand des Wiener Stadtraumes erörtert, wie ein in rituellem Gebrauch befindlicher außereuropäischer Architekturtypus, wie jener des jüdischen Tempels, Veränderungen und Adaptionen erfahren musste, um sich im Kontext einer europäischen Stadt behaupten resp. überhaupt erst errichtet werden zu können. In diesem Zusammenhang wird der Begriff der „Domestizierung“ zur Diskussion gestellt.

1873: Weltausstellung in Wien

Das Interesse für außereuropäische Sphären im Allgemeinen ist an sich nicht neu und lässt sich im Wiener Umfeld in besonders eindrücklicher Weise mit der Weltausstellung von 1873 belegen. Naturgemäß verweist allein schon die Bezeichnung einer solchen Ausstellungsart auf interkontinentale Berührungspunkte, doch selten sollten diese so einprägsam für die Besucher aufbereitet werden wie seinerzeit in Wien, da allein schon die Anzahl an für die damalige Zeit wahrhaft „exotisch“ anmutenden Pavillons ungeheuer hoch war.

Wir schreiben das Jahr 1873. Es waren wohl angenehm warme und ungeheuer aufregende Tage und Wochen, als die zahllosen Besucher der Wiener Weltausstellung über das großzügig bemessene Areal dieser Ausstellung im Bereich des heutigen Wiener Praters streiften, um die vielfältig dargebotenen Eindrücke aus aller Herren Länder auf sich einwirken zu lassen. Von rund 200 Einzelpavillons ist die Rede in den hierzu erhaltenen Aufzeichnungen. Ein Stelldichein vielfältiger exotischer Baulichkeiten, die sich rund um die beeindruckende Rotunde im Herzen der Ausstellungsanlage gruppierten. Im „Experiment Metropole 1873“ (Kos, 2014, S. 142) heißt es dazu erläuternd: *“Einen besonderen Reiz der Ausstellung machten die vielen um den Industriepalast angeordneten Pavillons aus. (...) Auffällig viele (...) waren als architektonische Modelle im Maßstab 1:1 konzipiert“.* Man begegnete demnach den fremdländischen Architekturen nicht bloß via Zeichnung oder Modell – wie seinerzeit zumeist üblich –, sondern erstmals wurden die zahlreichen Besucher vielmehr in die Lage versetzt, die fremdländischen und teilweise befremdlich anmutenden Baulichkeiten auch tatsächlich betreten und gar berühren zu können. Es ist historisch

belegt, dass es insbesondere die von einzelnen Länderkommissionen gestalteten türkischen, persischen, ägyptischen, chinesischen oder japanischen Häuser und Häusergruppen waren, welche die Besuchermassen in Wien im Besonderen in ihren Bann zu ziehen wussten. Dies lag ohne Zweifel einerseits an der für die Interessierten wohl erstmaligen Gelegenheit, außereuropäisches Bauen in originaler Größe „am eigenen Leib“ erfahren zu können, wie auch andererseits an der entsprechenden Staffage, welche die Kulisse zu eindrucksvollem Leben zu erwecken wusste. Es wird von einem Bazar berichtet, von „Menschen mit braunen Gesichtern“, Turbanen, Pantoffeln und sogar von Dromedaren (Kos, 2014, S. 143). Auf einer der Fotografien zu jenem Ereignis wird ein nordamerikanischer Wigwam sichtbar, welcher als Gastronomiestätte innerhalb des Geländes fungierte und laut Aufzeichnungen von Afroamerikanern und Indianern bespielt wurde.

Wenn auch die errichteten Bauwerke zuweilen möglichst orginalgetreu errichtet wurden, so gilt es der Vollständigkeit halber festzuhalten, dass der Schau- und Erlebnischarakter einer solchen Weltausstellung wohl auch 1873 im Vordergrund stand und mit Sicherheit eine Vielzahl an Klischees bediente. Insofern wird erklärlich, dass die eine oder andere Architekturgestalt wohl eher dem Reich der Fantasie zuzuordnen war, denn einer spezifischen Volkskultur.

Abbildung 1: Wien, Weltausstellung 1873: Maurische Abteilung (ÖNB: LW 72.025-C)

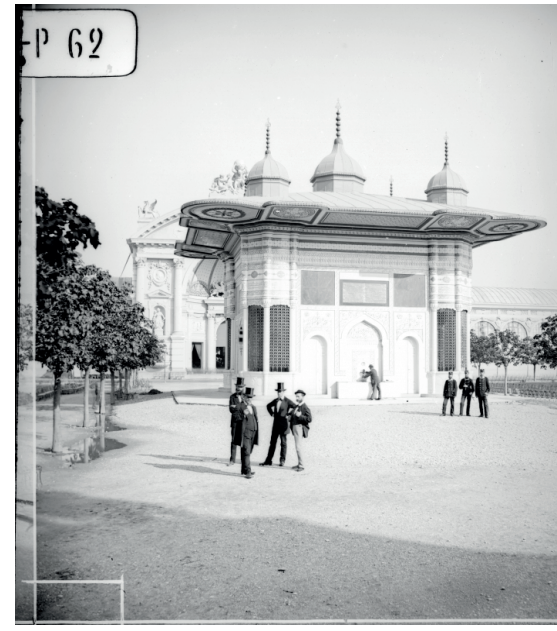

Abbildung 2: Wiener Weltausstellung 1873: Brunnen von Sultan Ahmed II - Kopie des osmanischen Originals in Istanbul (ÖNB: 63695-STE)

Fest steht jedoch zweifellos, die außereuropäische Architektur hatte mit der Weltausstellung 1873 offiziell Wien erreicht und dies in Form eines riesenhaften Spektakels, welches die vorangegangenen Weltausstellungen in London und Paris allein schon aufgrund des seinerzeitigen Aufwandes in den Schatten zu stellen wusste.

Der salomonische Tempel

Der Ursprung, also der bauliche Urahn aller jüdischer Tempelbauten ist zweifelsohne der sogenannte *Jerusalemer Tempel* (Beit HaMikdasch), welcher bereits Anfang des 6. Jh. v. Chr. zerstört wurde. Dennoch muss auch der als *zweite Tempel* bezeichnete Sakralbau an der selben Stelle, welcher bis 515 v. Chr. vervollständigt wurde und erst rund 70 n. Chr. durch die Römer der Zerstörung anheim fiel, als Ursprung der zahlreichen Nachfolgebauten in aller Welt angesehen werden. Die noch erhaltene „westliche Wand“ dieses Bauwerkes ist heute als „Klagemauer“ bekannt.

Der Tempel selbst war Bestandteil eines größeren Komplexes. Das eigentliche Sakralgebäude war dabei von einem inneren Vorhof der Priester mit dem Brandopferaltar, dem Reinigungsbecken und anderen Gerätschaften umgeben und dieser wiederum durch Säulengänge mit bronzenen Toren von dem für das Volk bestimmten und von einer Mauer umschlossenen äußeren Vorhof getrennt. Der Tempel selbst erwies sich als steinernes Gebäude, welches die Maße von rund 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe aufwies. An drei Flanken befanden sich Seitenzimmer, welche zur Bewahrung der Schätze und Gerätschaften des Tempels verwendet wurden. Der Eingangsseite war eine Vorhalle vorgelagert. Davor befanden sich zwei bronzene Säulen, *Jachin* und *Boas* („Festigkeit“ und „Stärke“), welche lediglich den Eingang zur Vorhalle markierten. Der Eingang war gegen Osten gerichtet und das Allerheiligste gegen Westen.

Der salomonische Tempel selbst soll aus unbehauenen Steinen errichtet worden sein; wohingegen die umgebenden Mauern wohl aus behauenen Steinquadern gebaut wurden. Die Fensteröffnungen werden (nach Zwickel, 2011) nach dem heutigen Stand der Forschung als „Gitterfenster“ interpretiert, auch wenn es hierzu keine zweifelsfreien Aufzeichnungen gibt. Betreffend die Ausbildung des Daches geht man davon aus, dass es sich wie ortsüblich um ein Flachdach gehandelt haben musste, das wohl allein schon aufgrund der Dimensionen mit Zedernholzstämmen errichtet wurde. Aufgrund der verhältnismäßig großen Spannweite war zudem eine schräge Abstützung erforderlich gewesen. Im Inneren des Tempels fanden sich ein Vorderraum, das sogenannte „Heilige“, worin die goldenen Leuchter, der Schaubrottisch und der Räucheraltar positioniert waren, und ein mittels Vorhang abgetrennter Hinterraum quadratischen Zuschnitts, das Allerheiligste, welches die Bundeslade und zwei große Figuren („Cheruben“) enthielt. Die Innenräume selbst waren wohl an den Wänden und an der Decke mit Holzwerk versehen.

In abweichenden Schilderungen betreffend die ursprünglichen Tempelbauten wird festgehalten, dass an eine exakte Wiedergabe oder gar Rekonstruktion der seinerzeitigen Baulichkeiten zu späterer Zeit nicht zu denken war. Man erkennt aber ebenfalls, dass die baulichen Rahmenbedingungen, welche die Bauten bestimmten, wohl zwangsläufig zum Erscheinungsbild beigetragen haben. Gleich ob es sich um die Überspannung der Tempelhalle mittels Holzstämmen oder die Ausbildung der Fensteröffnungen handelt, die technischen Möglichkeiten, wie auch Beschränkungen bestimmten und definierten die originale Erscheinungsform der frühen Tempelbauten.

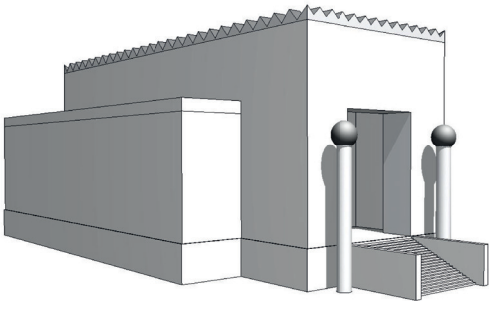

Abbildung 3: Computergestützte Rekonstruktion des salomonischen Tempels

Der jüdische Tempel in Wien

Vor gut 800 Jahren entstand in Wien die erste jüdische Gemeinde. Im Zuge der Wiener Gesera 1420/1421 wurden die im sogenannten *Judenviertel* errichteten Synagogen zerstört und die ansässige Bevölkerung vertrieben. Am Wiener Judenplatz können die baulichen Überreste dieser Zeit heute noch besichtigt werden. Die nachfolgende zweite Synagogen-Bauphase um 1600 ist hingegen im Wiener Stadtbild physisch nicht mehr präsent.

Der Beginn der dritten Bauphase wurde mit der Genehmigung zur Errichtung des *Stadttempels* in der Seitenstettengasse 4 im Jahre 1824 eingeläutet. Jedoch erst 1854/58 erfolgte die bauliche Errichtung eines weiteren Bauwerkes, jenes des *Großen Leopoldstädter Tempels*. Die ver-

stärkte Zuwanderung nach Wien innerhalb des 19. bis hinein in das frühe 20. Jahrhundert führte zur Entstehung der drittgrößten europäischen jüdischen Gemeinde und so entstanden in Folge dessen zwischen 1890 und 1910 an die 20 Synagogen in unterschiedlichen Wiener Bezirken. Waren es bis ins 19. Jahrhundert ausschließlich katholische Sakralbauten gewesen, welche das Wiener Stadtbild dominierten, konnten nun auch nach und nach evangelische und jüdische Gotteshäuser in Erscheinung treten. Auch wenn dies nur in einem bescheidenen Ausmaß geschehen durfte, so begann man sich dennoch den Stadtraum zu teilen. Ein Vorgang, welcher durch die sogenannten *Toleranzpatente* (Joseph II, 1781-85) geregelt wurde.

Die generelle Forderung nach baulicher Zurückhaltung einerseits und die Exploration der „gerade noch“ zugelassenen Möglichkeiten hinsichtlich des baulichen Repertoires andererseits lassen den typisch mitteleuropäischen Synagogenstil entstehen, welchen man um 1900 innerhalb dieser Baugattung deutlich erkennen kann. Zum prototypischen Modell einer idealen Synagoge geriet dabei die von *Albrecht Rosengarten* zwischen 1836 und 1839 erbaute *Kasseler Synagoge*. Anhand der Wiener Tempelbauten in jener dritten Bauphase lässt sich rasch erfassen, mit welchen Bedingungen in Punkto baulicher Beschränkung die „Rezeptur: Jüdischer Tempel“ zu „kämpfen“ hatte. War das Original des salomonischen Tempels noch im Stande mit seinen Ausmaßen zu punkten, um auch weithin ein sichtbares Zeichen der Macht zu setzen, so war dies den jüdischen Tempelbauten de facto nicht gestattet. Die in Wien zur Errichtung gebrachten Sakralbauten hatten sich in den vorgefundenen Bebauungsraster zu integrieren und in weiterer Folge auch die Gebäudehöhe der Umgebung zumindest nicht wesentlich zu überschreiten. Über die offiziellen Regelungen hinaus galt es für die Errichter, wie schon zu Zeiten des Originals, sich mit durchaus handfesten Herausforderungen der Baukonstruktion resp. der konstruktiven Spannweiten im Zuge der Errichtung eines stützenfreien hallenartigen Hauptraumes auseinanderzusetzen. Der teilweise Einsatz von schlanken gusseisernen Konstruktionselementen unterstützt dabei das Bestreben, die Sicht innerhalb des Tempels so wenig wie möglich zu verstellen und die Blickrichtung auf den Toraschrein bzw. die Bima frei zu spielen. Die Erweiterung der technischen Möglichkeiten findet vordergründig mit dem Werkstoff Beton ab den 1920er Jahren statt und gelangt beim Bau der *Kaschlschul* (1931/32) zur Anwendung.

Um die Entwicklungen beispielhaft zu demonstrieren, wurden nachstehende fünf Wiener Synagogen ausgewählt:

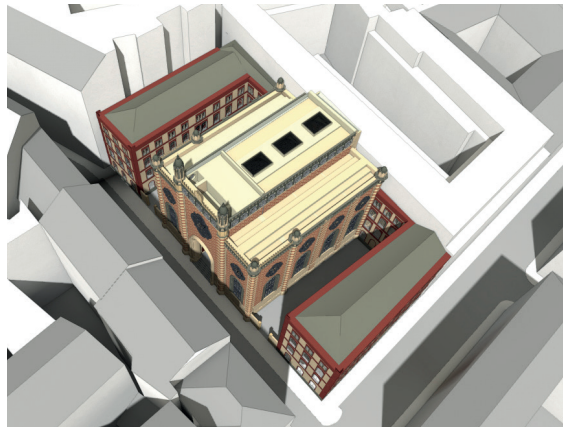

Abbildung 4a-b: Großer Leopoldstädter Tempel (Ludwig von Förster / 1854-58): Der Tempel setzt auf einer Grundfläche von rund 930 m² auf und hielt in etwa 2240 Sitzplätze sowie rund 1500 Stehplätze bereit.

Tempelgasse 3 – „der sich Freispielende“

Der Tempelbau selbst hatte auf einer verhältnismäßig langgestreckten Parzelle das Auslangen zu finden. In einer durchwegs als beengt zu bezeichnenden Gasse galt es, eine Front zu entwickeln, die der Bedeutung eines Tempels gerecht werden konnte. Durch geschickte „Einschnürungen“ in Bezug auf die Kubatur wurde dabei die Fassadenfläche strategisch verlängert und die Tempelfront erscheint trotz der unmittelbar angrenzenden Nachbarschaft gleichsam „freigestellt“. Polygonale Eckpfeiler (minarettartig anmutende Türme) an der Straßenfassade des Mittelschiffes können mit den Säulen im Vorfeld des salomonischen Tempels durchaus in Verbindung gebracht werden. Der eigentliche Synagogenraum wurde dreischiffig angelegt. Sein Inneres erscheint auf historischen Darstellungen mehrheitlich in Gold gehüllt, wodurch die besondere Bedeutung des Raumes augenfällig unterstrichen wird. Das Licht tritt durch gezielt gesetzte Oberlichten im Dachbereich in den Innenraum ein und setzt das gewählte Material bewusst in Szene. (Abb. 4)

Leopoldsgasse 29 – „der Eingezwängte“

Auch dieses Bauwerk hatte sich auf verhältnismäßig geringem Raum einzufinden und sich mit der unmittelbar angrenzenden Nachbarschaft der Problematik einer „geschlossenen Bebauung“ zu stellen, welche einem Tempelgebäude wohl diametral entgegen steht. Durch die Bildung eines kleinen Vorhofs, hervorgerufen durch einen gezielten Fassadenrücksprung, wird die durchgehende Straßenfront jedoch bewusst unterbrochen und das Bauwerk durch eine auffällige Streifenfassade eindringlich akzentuiert.

Darüber hinausgehend erscheint die nur im Außenraum sichtbare Kuppel mit zwiebelturmhafter Ausprägung lediglich dazu geschaffen, das Bedeutsame des Bauwerkes zu unterstreichen. Das Interieur selbst suggeriert ein Flachdach, welches in unseren Breiten zum damaligen Zeitpunkt jedoch nicht realisierbar gewesen wäre. Dieses erweist sich bei näherem Hinsehen als eine Art abgehängte Deckenkonstruktion, welche sich unter einem geneigten Dach einfand. (Abb. 5)

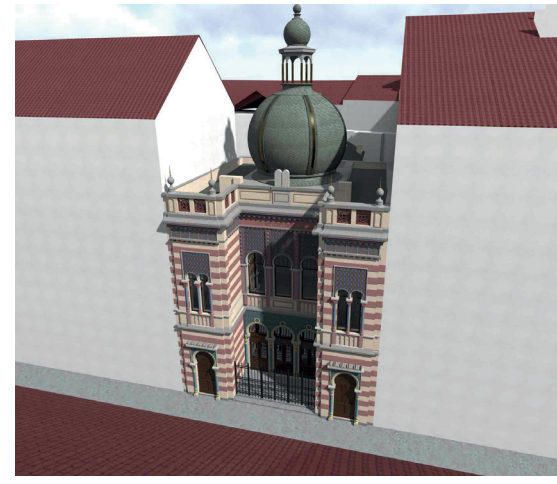

Abbildung 5a-b: Polnische Schul (Wilhelm Stiassny / (1892-93): Der Tempel setzt auf einer Grundfläche von rund 630 m² auf und hielt in etwa 767 Sitzplätze bereit.

Eitelbergergasse 22 – „der quasi Freistehende“

Gegenständliches Bauwerk hatte sich auf einer Eckparzelle einzufinden und nutzte diese Gegebenheit geschickt, um sich selbst von seiner Nachbarschaft nachhaltig freizuspielen. Im Gegensatz zu den anderen hier aufgeführten Tem-

Abbildung 6a-b: Neue Welt Tempel (Arthur Grünberger /1928-29): Der Tempel setzt auf einer Grundfläche von rund 410 m² auf und hielt in etwa 380 Sitzplätze bereit.

pelbauten gelingt es der Baulichkeit regelrecht als Solitär zu erscheinen, welcher Fassaden in alle vier Richtungen zu entwickeln vermag. Unterstrichen wird die Charakteristik eines freistehenden Objektes durch die regelmäßige Anordnung von Fensteröffnungen, welche die originalen Lüftungsöffnungen des salomonischen Tempels auf geschickte Weise zitieren und die Oberfläche netzartig perforieren. Solcherart erscheint das Gebäude als umseitig erlebbares Objekt. Wiederholt wird bei diesem Bauwerk das Interieur mit einer hölzernen Decke in seiner Form an den salomonischen Tempel erinnernd, vertikal begrenzt. Auch wenn der Eindruck eines Flachdaches trügt (es handelt sich de facto um ein hinter der Attika nicht sichtbar geführtes geneigtes Dach), so geht dieser geschickte Gestaltungsschachzug nicht zuletzt wegen der raffiniert hochgezogenen zinnenartig anmutenden Attika auch im Straßenraum auf und man meint beinahe vor dem frühen Tempel zu stehen, ohne explizit darauf hingewiesen zu werden. Das Interieur scheint, soweit heute rekonstruierbar, ähnlich puristisch. (Abb. 6)

Storchengasse 21 – „der Unscheinbare“

Dieser Tempel hatte sich in einem bestehenden Bauwerk einzufinden und erweist sich damit als Umbau eines einstmals zu Wohnzwecken genutzten Bauwerkes. Es verwundert wohl kaum, dass die Fassade demzufolge wohl nur

Abbildung 7a-b: Storchenschul (Ignaz Reiser / 1934): Der Tempel setzt auf einer Grundfläche von rund 220 m² auf und hielt in etwa 312 Sitzplätze bereit.

bei genauem Hinsehen die Bedeutung einer Synagoge widerzuspiegeln vermag. So erinnert das Bauwerk denn auch mehr an eine kleinere Schule und bleibt als Tempel nur schwerlich erkennbar. Erst bei genauerer Betrachtung trägt die sich abzeichnende zweischichtige Fassade ein wenig zur entsprechenden Anmutung bei und könnte beinahe als ein bewusster Akt der „Tarnung“ interpretiert werden. In Bezug auf den dahinter liegenden Innenraum gilt Ähnliches für das Tempelinnere. Auch hier wurde gezielt auf eine vorherrschende Ornamentierung verzichtet. (Abb.7)

Kaschlgasse 4 – „der Überbaute“

Dieses Tempelgebäude erweist sich als verhältnismäßig unscheinbar, zumal es Bestandteil eines größeren Gebäudekomplexes ist und nur die unteren Geschoße davon einnimmt. Ein Umstand, der die gegenständliche Synagoge in besonderem Maße eigenständig erscheinen lässt. Oberhalb des ebenerdig angelegten Andachtsraumes befinden sich vier Regelgeschosse, welche der Wohnnutzung gewidmet wurden. Der sakrale Bereich des Erdgeschoßes tritt dabei nicht explizit in Erscheinung, zeichnet sich aber doch durch deutlich vergrößerte Fensteröffnungen ab, welche jedoch auch eine Schul- oder Produktionseinrichtung vermuten ließen.

Fest steht, die Bedeutung des Synagogenbaus ist zweifelsohne nicht allein auf eine Fassadenansicht zu reduzieren, dennoch spielt diese in der Rezeption des Gebäudes eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Im Zuge ihrer jeweiligen Entwicklung übt die unmittelbar angrenzende Umgebung ebenfalls einen entscheidenden Einfluss auf ihre Gestaltung aus. In Wien kommt der Baulücke – das heißt einem Grundstück, welches an beiden Seiten verbaut ist – eine wichtige Rolle zu. Im Zuge ihrer Verbauung wird dabei

Abbildung 8a-b: Kaschlschul (Franz Kathlein / 1931-32): Der Tempel setzt auf einer Grundfläche von rund 380 m² auf und hielt in etwa 600 Sitzplätze bereit.

bloß eine einzige Fassadenseite sichtbar. Um Variationen für diese speziellen Grundstücksflächen zu schaffen, experimentierten Architekten mit Kunstgriffen wie räumlichen Rücksprüngen. So zum Beispiel in der *Leopoldsgasse* oder auch mittels „Einschnürungen“ der Kubatur im Zuge der Entwicklung des *Großen Leopoldstädter Tempels*. Auf diese Art und Weise kommt eine bewusste Ausdehnung der Fassadenfläche zustande und es wird damit eine gewisse Freistellung des eigentlichen Tempelgebäudes erzielt. Lediglich in einigen wenigen Fällen standen in Wien auch Grundstücke mit einer Ecklage für die Errichtung einer Synagoge zur Verfügung. Diese ermöglichte die Sichtbarkeit von zwei voll einsehbaren Fassaden, wie dies zum Beispiel in Wien-Hietzing der Fall ist.

Deutlich wird, die nur rudimentären Kenntnisse in Bezug auf den ursprünglichen salomonischen Tempelbau, resp. die Überlieferungen hierzu verliehen den jeweiligen Architekten ein gewisses Maß an Freiheit hinsichtlich ihrer ganz eigenen Interpretation des jüdischen Tempels. Man ziehe hierbei die durchaus unterschiedlichen Erscheinungsformen und Stile in Betracht. Doch dies sei angemerkt, auch in frühen Zeiten bediente man sich bereits fremdländischer oder exotischer Bauerscheinungen im Zusammenhang mit dem salomonischen Tempel, nicht zuletzt deshalb, da es an sich ja keine tatsächlich eigenständige israelitische Baukultur gab. Dies lässt sich nicht zuletzt anhand der heute rein theoretischen Überlegung zur Gestaltung der „Fensteröffnungen“ im salomonischen Tempel (Zwickel, 2011) belegen.

Um 1900 hatte man es jedenfalls mit den gleichen Bedingungen der Schwerkraft zu tun, wie zu Zeiten der Errichtung des ersten und zweiten Tempels in Jerusalem. Man bediente sich bis auf wenige Ausnahmen tragfähiger Holzkonstruktionen, um die Spannweite der Halle überbrücken zu können. (Abb. 8)

Fazit: Der „domestizierte“ Tempel

Anders als zu Zeiten der Weltausstellung von 1873, als einzelne Baulichkeiten rein zu Veranschaulichungszwecken zur Errichtung gebracht worden waren, wurden ab 1825 – im wesentlichen jedoch um 1900 – abermals in Wien Tempelbauten realisiert, welche auch tatsächlich religiöse Funktionen zu erfüllen hatten und in realem Gebrauch standen. Es waren Tempel, die zwar auf das „Original“ des salomonischen Tempels rekurrierten, sich jedoch gleichzeitig den städtebaulichen Rahmenbedingungen, den herrschenden Bauordnungen und den konstruktiven Bedingungen unterzuordnen hatten. Darüber hinaus hatten sich diese in Gebrauch befindlichen Baulichkeiten nicht pavillonartig auf einem Gelände einzufinden, sondern in einen urbanen Raster einzugliedern. Dass dieser Vorgang Folgen hinsichtlich der Erscheinung und des Gebrauches nach sich zieht, scheint offensichtlich. Aus diesem Grunde wird in diesem Zusammenhang der an sich ungebräuchliche Begriff der Domestizierung in den Raum gestellt. Ungebräuchlich deshalb, weist dieser doch in der Regel auf einen Veränderungsprozess von Wildtieren oder Wildpflanzen, im Zuge dessen eine Nutzbarkeit verbessert wird, hin. Tiere oder Pflanzen werden im Laufe dieses Prozesses an das Haus (Domus) angepasst bzw. den Regeln des Hauses unterworfen. Im Zuge vorliegender Überlegungen wurde ein solches „Haus“ der übergeordneten „Stadt“ gleichgesetzt. Der „wilde“ Tempel also, jener bauliche Urahn Salomos, wird damit den Regelungen eines Stadtraumes untergeordnet. Welche Folgen dieses Vorgehen nach sich zieht, konnte bereits beleuchtet werden.

Zieht man jedoch die tatsächlich essentiellen Parameter des salomonischen Tempels in Betracht, so fällt auf, dass auch die „domestizierten“ Tempelgestalten aus dem Wiener Raum ihrem baulichen Urahn nicht so weit entfernt stehen, wie man auf den ersten Blick meinen möchte. Da wäre zum einen die Ost-Westausrichtung des Tempels: So seltsam es erscheinen mag, letztlich gelingt es allen vorliegenden

Beispielen dieser Essenz, wenn auch mit Mühe, gerecht zu werden. Ein rituell bedingter Vorbereich wird vielleicht von einem zum anderen Fall auf ein Mindestmaß zurückgeschrumpft, doch wiederholt wird auch jener Bedingnis Genüge getan. Das historisch wohl unumstößliche Flachdach wird jedenfalls in allen Fällen in eine ebene Innendecke verwandelt und in der Regel ist das darüber verborgene Steildach insbesondere im engen Wiener Stadtraum kaum einzusehen. Und was die Sichtbarkeit anbelangt, so hat man in vielen Fällen trotz Ermangelung an möglicher Bauhöhe doch immer wieder Lösungen gefunden, die einzelnen Synagogen im Stadtraum entsprechend in Erscheinung treten zu lassen und ihnen jedenfalls ein gewisses Maß an Würde zu verleihen.

Danksagung

Wir danken Arch.Dipl-Ing. Herbert Peter für die Zurverfügungstellung der Abbildungen 3-8.

Bibliografie

Kos, Wolfgang (Hg.), 2014: Experiment Metropole - 1873: Wien und die Weltausstellung. Ausstellungskatalog Wien-Museum Karlsplatz, 15. Mai bis 28. September 2014. Wien: Czernin Verlag.

Martens, Bob; Peter, Herbert, 2009: Die zerstörten Synagogen Wiens. Wien: Mandelbaum Verlag.

Zwickel, Wolfgang, 2011: Der salomonische Tempel. Kamen: Verlag Hartmut Spenner.